

Christel Neusüß

**Die Kopfgeburten  
der Arbeiterbewegung  
oder  
Die Genossin Luxemburg  
bringt alles durcheinander**



**Kröner**

K

KRÖNERS TASCHENAUSGABE BAND 128

Christel Neusüß

**Die Kopfgeburten  
der Arbeiterbewegung**

oder

**Die Genossin Luxemburg  
bringt alles durcheinander**

Mit einem Geleitwort von Ernst-Ulrich Huster

Christel Neusüß

**Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder  
Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander**

Stuttgart: Kröner 2013

(Kröners Taschenausgabe; Band 128)

ISBN Druck: 978-3-520-12801-0

ISBN E-Book: 978-3-520-12891-1

Die Originalausgabe erschien 1985  
im Rasch und Röhning Verlag, Hamburg.

Unser gesamtes lieferbares Programm sowie viele weitere  
Informationen finden Sie unter [www.kroener-verlag.de](http://www.kroener-verlag.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2013 by Alfred Kröner Verlag, Stuttgart

Mit freundlicher Genehmigung durch Gertrud Hergenhahn, Berlin  
Datenkonvertierung E-Book: Alfred Kröner Verlag, Stuttgart

## Inhalt

Geleitwort: Das Geschlechterverhältnis bei Produktion und Reproduktion – Lernen in der Schule der politischen Erfahrung .....	IX
Die 1960er Jahre: Schaltjahre <b>XI</b> · »Wir stehen nicht am Ende unserer Demokratie, wir fangen erst richtig an« – oder: »Transformation der Demokratie?« <b>XVI</b> · Sozialistische Utopien – oder: Wohin geht der Weg? <b>XVIII</b> · Sozialismus – eine Sackgasse? <b>XXI</b> · Sozialismus – was muss sich ändern? <b>XXIV</b> · Zwischenbilanz – und dann? <b>XXVI</b>	
»Über was schreibst du denn?« .....	3
1. Der Mann Marx. Kopf und Hand – wo bleibt denn da der Rest? .....	17
Die Ware ist nicht nur ein »Ding«, sie ist auch eine Kraft <b>18</b> · Meine Mutter verkauft nicht meine Arbeitskraft, das ist der Haken <b>22</b> · Arbeitsmänner entspringen den Köpfen von Arbeitsmännern <b>24</b> · Gäbe es keine Fabriken, hätte Marx die Frauen ganz übersehen <b>26</b> · Empirischer Beweis oder: Was meint denn meine Mutter? <b>28</b> · Der Kapitalismus allein trägt keine Schuld daran, daß Marx die Frauenarbeit nicht gesehen hat <b>32</b> · Arbeit: »Er unterwirft die seiner Leiblichkeit entspringenden Kräfte seiner Botmäßigkeit« <b>34</b> · Natur, Rohstoffe, Frauen und männliche Werkzeuge aller Art <b>43</b> · Das Rätsel der Sphinx ist der Mensch: Kritisches zum »tendenziellen Fall der Profitrate« und zu den »ungeheuren Produktivkräften« <b>56</b> · Superkopffmonster als Resultate der erfüllten Menschheitsgeschichte? <b>69</b> · Zur Vermeidung von Mißverständnissen <b>81</b> · Die Familie hat sich aufgelöst, die Bourgeoisie zeugt die waffenführenden Proletariermänner, und die Frau gibt sich rücksichtslos dem Geliebten hin <b>88</b> · Die Männer wollen nur sich allein als Produzierende sehen. Und was sehen sie heute? Das Haupt der Gorgo! <b>97</b>	

2. **Trotz alledem! Wir sind Kopfmenschen. Zum »Vulgärmarxismus« der alten Sozialdemokratie . . . . 105**  
 Lassalle oder: Der Kopf als Gottvater 105 · Liebknecht oder: Durch Kollektivarbeit immer höher und höher hinan 110 · Nürnberger Trichter und Maschinen produzieren Sozialdemokraten 114 · »Die Arbeit ist der Heiland unserer Zeit« (Joseph Dietzgen) 121 · »Das sind die Arbeitsmänner, das Proletariat« 122 · Organisation oder: »Die Übertragung dieser Darlegungen aus dem Militärischen ins Politische bedarf keiner langen Diskussion« 138 · Ein Versuch zur Thesenbildung 149
3. **Kopf und Hand allein können nur getrennt beisammen sein. Notizen zur Geschichte der feindlichen Brüder und zum Sozialstaat . . . . . 155**  
 Produktivkraftentwicklung als »maschinisierte Kampftätigkeit der Massen« 155 · Das Bündnis zwischen Kopf und Hand im »freien Westen« 161 · Rationalisierte Wirtschaft und Sozialstaat: die beiden Großgesamternährer 163 · Der freie Arbeitskraftverkäufer oder: »... daß er sein eigener Herr sei, mithin irgendein Eigentum habe« 166 · Rationalisierung, Vernunft und der irrationale Rest 174 · Die »Vergewaltigung der menschlichen Natur« wird dem Kapital überlassen 177 · Der Triumph des Kopf-Hand-Baumeistermodells und die Niederlage von 1933 180 · Zunächst die Rechts-Mitte-SPD: 183 · Und jetzt die KPD: 184 · Zwischen den Linien 185 · . . . und was die Bilder zeigen! 196
4. **Die Sozialstaatskrise oder: Der drohende Sieg der körperlosen Köpfe . . . . . 205**  
 Die Rebellion der Familienväter gegen den großen Sozialstaatspapa 205 · Industrie und Gesellschaft. Das ehemalige Reich der Sonne wandelt sich zum Reich des Todes 211 · Wo haben die Herren denn ihren Kopf gelassen? Oder: Der Kopf als Alleingebärer 216
5. **Die Hände am Ende?! . . . . . 227**  
 Die Traurigkeit der Industriesoziologen oder: Ist Wissen wirklich noch Macht? 227 · Der große Sozialstaatspapa

unter Streß	230	· Das Problem mit der Gleichheit	239	·	
Zum Beispiel die 35-Stunden-Woche	247	· Nur der Klassenfeind ist verantwortlich, wir waschen unsere Hände in Unschuld	254	· Ist die Marxsche Werttheorie wirklich eine umfassend kritische Theorie?	261
<b>6. Was ist so mystisch an der »Weiblichkeit?«</b>	<b>269</b>				
Die Praxis bestimmt das Bewußtsein, daran halte ich fest	270	· Tut Penelope wirklich nichts? Notizen zu männlichen Verdrängungskünsten	279	· Sperr sie ein, dann bleibt sie klein	286
Kleiner Exkurs zur Beziehungsarbeit	290	· Thesen zur Frauenarbeit	293		
<b>7. Das »Werkzeug machende Tier« ist kein lebensprudelndes Unschuldslamm</b>	<b>305</b>				
Zur Produktivität und Gewalt von Männern	305	· Wie hielten es die Erzväter Marx und Engels mit der Gewalt?	307	· Töten ist Männersache	312
Warum haben die Maschinen die Knechtschaft nicht abgeschafft? Unfertiges zum Mißlingen des Menschheitstraums	316				
<b>8. Die Frau Rosa Luxemburg</b>	<b>325</b>				
Rosa Luxemburg sieht hin. Und was springt ihr ins Auge? Die Gewalt!	329	· Tatsächlich, die Reproduktion ist für die Frau Rosa Luxemburg das A und O	351	· Kleiner Exkurs für Marxismus-Ökonomie-Experten	372
Sie war eine Frau, die Politik macht	378	· Der Massenstreik ist kein Rechenexempel von oben	380	· »Alles ist aufzunehmen, was in den Herzen der Massen liegt«	384
Gegen die quantifizierende Kastenbaumethode	386	· Lernen durch Erfahrung	389	· Der Mythos von »den Massen«	392
Rosa Luxemburg war nicht unter anderem auch noch eine Frau	393				
Kein Ende	395				
Anmerkungen	397				
Abbildungsverzeichnis	416				



## Geleitwort

### Das Geschlechterverhältnis bei Produktion und Reproduktion – Lernen in der Schule der politischen Erfahrung

Der Titel von Christel Neusüß' Streitschrift ist ein Affront: Hatte nicht Karl Marx, neben Friedrich Engels der bedeutendste Theoretiker des wissenschaftlichen Sozialismus im 19. Jahrhundert, den Theoretiker der bürgerlichen Gesellschaft, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, vom »Kopf auf die Füße« zu stellen versprochen? Hatte er nicht versucht, das idealistische Konstrukt von der dialektischen Selbstverwirklichung von Freiheit und Vernunft in der Geschichte durch eine soziale Theorie der Selbstbefreiung der unterdrückten Klassen in der Geschichte zu ersetzen? Christel Neusüß bezeichnet Karl Marx mehrfach als ihren »Zweitvater«, doch will sie mit ihm das machen, was junge Erwachsene mit ihren Eltern eigentlich immer machen (sollten): Sie arbeitet sich an ihm ab – was ist wichtig, was habe ich von ihm gelernt, wo aber grenze ich mich ab, wo gehe ich weiter? Ja: Wo irrte auch dieser Heroe des wissenschaftlichen Sozialismus und wo legte er falsche Fährten in der sozialistischen Geschichte?

»Kopfgeburten« – nichts weniger als das Bild von Pallas Athene, die Gottvater Zeus aus dem Kopf entspringt, muss erhalten, um den zentralen Bruch in der marxistischen Theorie aufzuzeigen, nämlich zu beanspruchen, Theorie einer sozialen Bewegung, einer sozialen Emanzipation zu sein, letztlich aber gedankliches Konstrukt zu bleiben, von den Kainsmerkmalen dessen gekennzeichnet, was sie zu überwinden vorgab. Ihr entscheidender Denkfehler bestehe darin, den reprodu-

tiven Bereich, damit auch den Bereich Entstehung, Geburt, Erziehung und Regeneration von Personen, damit wesentliche Teile weiblicher Arbeit, nicht nur zu verkürzen, sondern massiv abzuwerten. Reproduktion erscheint bei ihr als ein Ergebnis des Produktionsprozesses, in dem die männliche Arbeit dominiert. Doch dieses wäre noch nicht so schlimm, könnte man den »alten« Marx einfach links oder rechts liegen lassen und mit eigenen Strategien voranschreiten. Aber aus dieser »Kopfgeburt« folgten, gleichsam als Kettenreaktion, und immer wieder gespeist durch neue Anleihen bei der Kapital-Seite, Konzepte, Strategien, Fehlentscheidungen. Dadurch wurde der Weg einer sozialen Emanzipation mit/oder der Arbeiterbewegung – schon da fangen die Probleme an – letztlich verbaut. Dieses führte einerseits zu den schlimmen Niederlagen im und nach dem Ersten Weltkrieg und dann erst recht im Faschismus. Das Ganze mündete in Sackgassen, sei es in die des sozialen Kompromisses etwa in Gestalt des Sozialstaates innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, sei es in den wirklich nie real existierenden Sozialismus.

Keine Gegenposition in der Theorietradition in Sicht? – Doch: Rosa Luxemburg suchte zwar einerseits die theoretische Arbeit von Karl Marx und Friedrich Engels weiterzuführen, gegen den naturdialektischen Vulgärmarxismus etwa eines Karl Kautsky gerichtet. Aber sie war es auch, die schon damals nicht nur die Frage stellte, wie denn die Produktion in der bürgerlichen Gesellschaft ihren »nichtproduktiven« Voraussetzungen und Folgen zuzuordnen sei – die Natur, ältere Produktionsweisen und vor allem die natürliche Reproduktion von Menschen? Christel Neusüß spitzt diese Frage dahingehend zu, ob denn die rein ökonomische Betrachtung der Reproduktion der Gattung Mensch, das meint deren Nach- und Unterordnung unter den Bereich der Produktion, nicht wieder erneut Herrschaft, Unterdrückung, Gewalt produziert? Ob nicht diese Instrumentalisierung von Menschen in der sozialistischen Theorie letztlich bloß das Spiegelbild kapitalistischer Ökonomie ist? Ob nicht dadurch auf Emanzipation drängende Menschen parteiförmig diszipliniert werden? Und

ob nicht gerade das verloren geht, was soziale Befreiung eigentlich ausmacht, nämlich das »Lernen durch Erfahrungen in politischer Praxis«, dessen Umsetzung in kollektives emanzipatorisches Handeln, ohne dass daraus wieder bloß Gewalt von Menschen über Menschen folgt? Mit diesen Fragen brachte einst die »Genossin Luxemburg« die Sozialdemokratie der II. Internationale und auch schon den Revolutionär Lenin »durcheinander« – der Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht durch reaktionäre Freikorps-Soldaten beendete die theoretische Auseinandersetzung um die richtige Strategie im »Massenstreik«, mit fatalen Folgen gerade für die deutsche Linke in der Weimarer Republik nach der Weltwirtschaftskrise. Konnte Christel Neusüß diesen Faden wieder aufnehmen, weiterspinnen, konstruktiv in eine Zeit übertragen, die alles andere als revolutionär gewesen ist – nämlich in die 1980er Jahre: Nostalgie – oder doch mehr? Lernen in der »Schule der Erfahrung«, neue soziale Bewegungen konstituieren, in denen Frauen und Männer als Gleichberechtigte Ziel und Weg mitbestimmen?

## Die 1960er Jahre: Schaltjahre

Rosa Luxemburg war weder die Erste noch die Letzte, die »alles durcheinander« gebracht hat. »Wir sind wieder wer« – dieses Diktum des langjährigen bundesdeutschen Wirtschaftsministers und kurzen Interimskanzlers Ludwig Erhard brachte als Stimmung auf den Punkt, was viele in (West-)Deutschland und in (West)Berlin nach Überwindung der schlimmsten Folgen des Zweiten Weltkrieges dachten. Das ›Wunder von Bern‹ 1954 war noch ein Pflaster auf die geschundene deutsche Seele gewesen, die nicht einsehen wollte, dass sie schuld nicht nur an der eigenen Misere, sondern an Tod und Elend in weiten Teilen Europas während und nach dem Zweiten Weltkrieg war. Nun aber schien der enorme wirtschaftliche Aufschwung im ›Wirtschaftswunder‹ zu bestätigen, dass der deutsche MANN – so die Schreibweise bei Christel Neusüß – erneut

unter Beweis stellen konnte, dass er aus ›Dreck Gold machen‹ kann, dank seines Fleißes, seiner Disziplin, seiner Organisationsfähigkeit. Soziale Reformen wie die große Rentenreform von 1957 schlossen nun auch jene in den Wohlstandszuwachs mit ein, die aus dem Erwerbsleben ausgeschieden waren. Endlich wieder menschenwürdige Wohnungen, genug zu essen, modische Kleidung – kurz: wieder eine ›heile‹ Welt, wie sie sich in den Schlagern der 1950er und 1960er Jahre niedergeschlagen hat (»Wir wollen niemals auseinander gehen ...«, »Weiße Rosen aus Athen ...« etc.). Die Welt war in Ordnung – wäre da nicht das bedauernswerte Schicksal der Kaiserin Soraya von Persien gewesen, die schändlich vom Thron des Schahinschah verstoßen wurde, bloß weil sie keinen neuen Schah gebären konnte. Oder hätte man sich da nicht über den Mord an einer Edelprostituierten namens Rosemarie Nitrebitt ereifern müssen.

Doch hinter diesem Glamour fing es an zu brodeln. Die Gewerkschaften sahen die wachsende Kluft bei der Verteilung des enormen Wohlstandszuwachses und forderten in einem ersten großen Flächenstreik 1963 in Baden-Württemberg einen Nachschlag – und prompt fühlte sich das Wirtschaftsetablishment provoziert. Der auf Ruhe als erste Bürgerpflicht ausgerichtete Wirtschaftswunder-Professor Erhard sah die Gesellschaft durch Interessengruppen belagert und deren Wirtschaft gestört. Er entwarf das Konstrukt einer »formierten Gesellschaft«<sup>1</sup>, in der sich Partialinteressen dem Gemeinwohl unterzuordnen hätten – nur wenige Jahrzehnte nach dem Pakt der deutschen Schwer- und Großindustrie mit der nationalsozialistischen Führung provozierte dieses Konzept schlimme Befürchtungen! In der Retrospektive wirkt das Konstrukt einer »formierten Gesellschaft« zwar harmlos, aber zu Beginn der 1960er Jahre wurde es zum Ausgangspunkt einer kritischeren Betrachtung der bundesdeutschen Entwicklung. Im Kern

1 Bundeskanzler Ludwig Erhard auf dem 13. Parteitag der CDU in Düsseldorf 1965, in: *20 Jahre Bundesrepublik Deutschland*, hrsg. von Michael Hereth. München 1969, S. 203ff.

ging es um die Frage, wie gefestigt diese in hohem Maße von den Besatzungsmächten verordnete Demokratie wirklich war, wenn schon ein kleines wirtschaftliches Husten derartige Überlegungen provozierte. War es eine bloße Schönwetter-Demokratie, die bei echten ökonomischen Schwierigkeiten wieder in Frage gestellt werden würde? Die *SPIEGEL*-Affäre zeigte, wie gut die (demokratische) Regierung in (West-)Deutschland mit dem damals noch faschistischen Spanien zusammenarbeitete.<sup>2</sup> Erste Gedanken, Pläne und Entwürfe zu Notstandsgesetzen machten deutlich: Nicht nur ein äußerer Notstand würde dazu führen, dass Verfassungsrechte eingeschränkt werden würden, sondern auch ein sogenannter ›innerer Notstand‹. Formierte Gesellschaft, *SPIEGEL*-Affäre, Notstandsgesetze: Dieses alles wurde im politischen Diskurs einer sich neu formierenden Linken immer wieder in Beziehung zur jüngsten deutschen Geschichte im Faschismus gesetzt – dessen ›Bewältigung‹ sich doch große Teile der Bevölkerung längst zum Ziel gesetzt und damit ihre Mitschuld an dessen Gräueln beiseitegelegt hatten. Aber wieder gab es ›Störenfriede‹, wie den bedeutenden Juristen Fritz Bauer, der maßgeblich am Zustandekommen der Auschwitzprozesse beteiligt war. Die großen Naziprozesse – fast 20 Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges – offenbarten die Mitschuld auch des gemeinen Volksgenossen,

2 Das Nachrichten-Magazin *DER SPIEGEL* hatte im Oktober 1962, Bezug nehmend auf einen geheimen Bericht, erhebliche Zweifel an der Verteidigungsbereitschaft der Bundeswehr geäußert (»Bedingt abwehrbereit«). Mit Rückendeckung durch den damaligen Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß wurden daraufhin die Verlagsräume des *SPIEGEL* durchsucht und für Wochen geschlossen; der Herausgeber Rudolf Augstein wurde verhaftet; Strauß nutzte seine Beziehungen, um den im Franco-Spanien Urlaub machenden Autor des Beitrages, Conrad Ahlers, ebenfalls zu verhaften. Bundeskanzler Adenauer erklärte im Parlament öffentlich, man schaue in einen Abgrund von »Landesverrat«. Diese Vorverurteilung wurde in den späteren juristischen Auseinandersetzungen zurückgewiesen, das Verhalten der Bundesregierung wurde massiv juristisch und öffentlich kritisiert. Es wurden Parallelen zur politischen Justiz der Weimarer Republik und im faschistischen Deutschland gezogen (Verurteilung von Carl von Ossietzky 1931). Franz Josef Strauß musste schließlich zurücktreten, kurze Zeit später wurde auch Adenauer durch Ludwig Ehrhard als Bundeskanzler abgelöst.

zugleich kamen einzelne, heroische Taten zu Gunsten der Opfer des Faschismus ans Tageslicht. Es gab also Alternativen! Doch es wurde weiter geleugnet: die Mitgliedschaft in der NSDAP, das verwerfliche Treiben als Marinerichter noch nach dem 8. Mai 1945 durch den damaligen Ministerpräsidenten Hans Filbinger u.v.a.m.

Die Anti-Hitler-Koalition überdauerte den Vertragsabschluss von Potsdam bekanntermaßen nicht lange. Mit Ausbruch des Koreakrieges 1950 wurde dieser Konflikt erstmals heiß – nun aber an der Peripherie und als ›Stellvertreterkrieg‹. Der Kalte Krieg eskalierte, gerade in Deutschland: Der Mauerbau 1961, die Kuba-Krise 1962 machten deutlich, dass sich die beiden Blöcke starr gegenüberstanden und sich jederzeit gegenseitig vom Erdboden wegbomben konnten. Ein heißer Konflikt allerdings kam in Gestalt des Vietnamkrieges gerade erst richtig in Fahrt. Ohne seine Genese und seinen Verlauf hier darstellen zu können: Dieser Krieg wurde zum Fanal dafür, dass der Einsatz der USA für ›Freiheit‹ sehr wohl auch zu Unterdrückung führen und dass sich eine hochtechnisierte Armee nicht gegen den Widerstand breiter Volksteile durchsetzen kann.

Die 1960er Jahre waren nicht in Ordnung, sie waren »durcheinander«. Wenn dann noch renommierte Expertinnen und Experten deutlich machten, dass das veraltete Schul- und Ausbildungssystem nicht in der Lage sein würde, notwendige Voraussetzungen selbst für eine kapitalistische Wirtschaft zu liefern, dann waren Interessen junger Menschen direkt angesprochen, zumal die der akademischen Jugend. Erste wissenschaftliche Untersuchungen zeigten auf, wo »Bildungsreserven« steckten – auf dem Lande, vor allem bei den Mädchen bzw. jungen Frauen. Die Rolle von Frauen, noch in den 1950er Jahren eher Teil der »industriellen Reservearmee«, die MANN etwa in sogenannten ›Mutti-Schichten‹ dann einsetzen konnte, wenn MANN zu Hause war, wurde von FRAU selbst hinterfragt – auch wenn etwa die Gleichstellung in der Ehe im Artikel 1356 des BGB erst im Jahr 1976 juristisch vollzogen werden konnte.

Diese Elemente zusammen bildeten ein teils stärker ausgeprägtes Amalgam, teils eine Reihenfolge von Anstößen, diese Gesellschaft insgesamt, zumindest Teile in Frage zu stellen – durch Protest, Demonstration, akademische Diskurse, Flugschriften und Bücher. Nicht zuletzt der tradierte Lehrkörper der Universitäten verteidigte seine Position und bezog kritisch Stellung gegenüber dem studentischen Protest (»Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren«). Es bildeten sich Parallelstrukturen an den Hochschulen heraus: die Universität für den ›Schein‹ und die Universität für das kritische Studium, meist in Arbeitsgemeinschaften, Streikseminaren, Marx-Lektürekursen etc. Zwischen der ›Theorie‹ die Praxis: Die damalige Studierendengeneration brauchte keine Fitnessstudios, es wurde fast täglich gegen etwas demonstriert und dieses bedeutete Laufen, Springen, Hindernisse überwinden! Und schließlich: Es wurde überall diskutiert und gestritten, im Seminar, im Café, in der Kneipe, abends zu Hause; es wurde gemeinsam gekocht, getrunken, gelebt. Neue Wohnformen entstanden, ›Kommunen‹, Wohngemeinschaften – Leben und Arbeiten sollten wieder zusammengebracht werden, auch im akademischen Raum!<sup>3</sup>

Doch auch etwas anderes nahm zu bzw. neue Gestalten an: das Gewaltpotential in der Gesellschaft. Nicht selten verwandelten Bürgerinnen und Bürger, die mit der gesamten bundesdeutschen Entwicklung zufrieden waren und kein Verständnis für den studentischen Protest aufbrachten, ihre Balkonpflanzen in Wurfgeschosse gegen ›die‹ Studenten – kraftvoller Protest gegen den Protest! Verbissenes Festhalten am Tradierten – dieses wurde durch eine sehr einseitige, teilweise nur noch hetzende Berichterstattung der Presseorgane des Axel-Springer-Konzerns massiv angeheizt, die an die Stellung des Hugenberg-Presseimperiums in der Weimarer Republik erinnerte! Die wachsende und wechselseitige Verständnislosigkeit kulminierte im Zusammenprall zwischen protestierenden Studierenden und der Polizei bis zum Todesschuss auf Benno Ohnesorg

3 Siehe hierzu auch den Nachruf von Elmar Altwater auf Christel Neusüß, in: *Prokla* Heft 71, 18. Jg. 1988, Nr. 2, S. 2-6, hier S. 5.

am 2. Juni 1967 sowie dem Attentat auf Rudi Dutschke am 11. April 1968.

Auch auf der Seite des Protestes nahm das Gewaltpotential zu – zwar zunächst diffus, dann aber auch deutlicher. Eine geradezu inflationär gebrauchte Bezeichnung für bundesdeutsche Verhältnisse bzw. Einzelergebnisse war das Adjektiv »faschistoid, man könnte fast schon sagen faschistisch«. War da nicht Widerstand, auch physischer Widerstand erlaubt, sogar geboten? Eine Debatte hob an: Gewalt gegen Sachen ja, gegen Personen nein! Der kultur- und institutionenkritische Protest entmischte sich. Gewalt – Gegengewalt – mit Worten – mit Steinen – mit Molotowcocktails. Gleichwohl dominierend blieb das Wort, der Streit, die Streitschrift.

»Wir stehen nicht am Ende unserer Demokratie, wir fangen erst richtig an«<sup>4</sup> – oder: »Transformation der Demokratie«<sup>5</sup>?

Es hatte sich in der bundesdeutschen Gesellschaft eine neue Linke herausgebildet, die sich gegen ›Kanzlerdemokratie‹, Verteidigung der ›Freiheit‹ mit Napalm, Notstandsgesetzgebung, zumindest bezogen auf den ›inneren Notstand‹, den Axel-Springer-Konzern und die alte Ordinarienuniversität wandte. Das Diktum des ersten sozialdemokratischen Bundeskanzlers Willy Brandt, die Demokratie in Deutschland fange jetzt erst richtig an, brachte zwar einerseits einen Konsens in Teilen der Gesellschaft zum Ausdruck, andererseits aber wurde es innerhalb der Linken zum Nukleus großer Auseinandersetzungen darüber, was denn nun ›Demokratie‹ letztendlich meinte, meinen sollte. Genau hier kam es zu Sollbruchstellen, die zum Teil bis heute fort dauern. War der Weg, der im anderen

4 Regierungserklärung von Bundeskanzler Willy Brandt, in: *Verhandlungen des Deutschen Bundestages, V. Legislaturperiode, Stenographischer Bericht der Sitzung vom 8. 10. 1969.*

5 Johannes Agnoli/Peter Brückner: *Die Transformation der Demokratie.* Berlin 1967.

Teil Deutschlands eingeschlagen worden war, vielleicht doch der richtige? Oder durfte es auf keinen Fall so laufen wie in der DDR? Boten vielleicht die Befreiungsbewegungen etwa in Lateinamerika unter Che Guevara Anhaltspunkte, wie es weitergehen sollte? Oder kamen nicht gar von der kulturrevolutionären Entwicklung in China wichtige Impulse? Wie war es mit der Linken etwa in Frankreich und in Italien, die sich als Eurokommunisten deutlich von den Entwicklungen im sowjetischen Einflussbereich abzusetzen suchten? Auch gab es in diesen Ländern interessante Diskurse über Demokratie und Sozialismus. Und musste man nicht eher sogar Abstand nehmen, wenn Sozialdemokraten heute von Demokratie sprachen, die zuvor noch der Änderung des Grundgesetzes im Rahmen der Notstandsgesetzgebung zugestimmt und bald nach dem Regierungsantritt Brandts den Radikalenerlass mit initiiert hatten – eine Rechtsgrundlage für jahrelange Schnüffelereien des Verfassungsschutzes gegen Linke und deren Diskriminierung beim Eintritt in den öffentlichen Dienst?

Dieser bundesdeutsche Protest aber war nie eine Einheit, er hatte unterschiedliche Ursachen und er traf auf unterschiedliche Personen und Personengruppen. Innerhalb dieser Gruppierungen waren es vor allem Studierende und Lehrende der akademischen Sozialwissenschaften, die nach einer theoretischen Fundierung suchten. Dabei bildeten sich teils neue Organisationsformen, teils lose Verbünde, teils entstanden rigide ›Parteistrukturen‹, teils gerade das Gegenteil davon. Das Klima innerhalb der Linken wurde zunehmend rau: Abgrenzungen, Abspaltungen, Attacken, die nicht immer bloß verbal blieben, gegen sogenannte Abweichler, Renegaten, Revisionisten oder – noch schlimmer – neue »Sozialfaschisten«! Gemeint war damit zunächst und vor allem die Sozialdemokratie, immer häufiger aber waren es auch andere politische Gruppierungen. Es entstanden harte Auseinandersetzungen, die denen in der Linken der Zeit der Weimarer Republik keineswegs nachstanden. Irgendwer verriet mal wieder das Entscheidende, hatte den ›Grundwiderspruch‹ immer noch nicht kapiert, kroch dem Kapitalismus hinten rein, ohne zu bemerken, wie viel andere

dort schon saßen; MANN/FRAU wurde als kleinbürgerlicher ›Sponti‹ apostrophiert oder als ferngesteuerter Hiwi des Marxismus-Leninismus. Doch meistens war diese Auseinandersetzung keineswegs nur bierernst; sie provozierte vielmehr gerade das, was bis heute verbindendes Element der ›68er‹ geblieben ist, nämlich die intellektuelle Lust an der geistreichen Polemik und der nicht körperlichen, wohl aber pfiffigen Infragestellung des Gegenübers – ›Sprüche‹ eben, die Hauswände, Flugblätter, Bücher überhaupt erst interessant machten. Es war alles ernst, aber nicht so, als dass man darüber nicht einen ›Spruch‹ absondern konnte.

## Sozialistische Utopien – oder: Wohin geht der Weg?

Theorien entfalten eine Eigendynamik, sie sind in ihrer Entstehung und in ihrer Wirksamkeit an soziale Träger und Veränderungen gebunden. Erfahrungen mit den sozialistischen Staaten zeigten, wie dort per ordre de mufti – genannt Zentralkomitee – Theorien auch von Marx, Engels, Lenin, Stalin etc. jeweils ›glatt‹ gebügelt wurden. Abweichende Äußerungen konnten im Stalinismus Verbannung, Gefängnis und häufig den Tod zur Folge haben. Es war aber nur eine kleine (Partei-) Gruppe innerhalb der bundesdeutschen Linken, die sich dieser Verbiegung von Theorie unterordnete.

Die Mehrheit der theoretisch Interessierten ging einen anderen Weg. Sie wollte Theorie in ihrer Historizität und Übertragbarkeit kennenlernen und dann auch weiterentwickeln. Dabei konnte sie auf Theorien zurückgreifen, diese verstehen, verwerfen, nutzbar machen: So setzte die Aufklärungsphilosophie zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland mit dem kategorischen Imperativ ein normatives Sollen gegen die vorfindliche soziale Realität. Für Hegel setzte sich dieses Sollen als Movens geschichtsphilosophisch dialektisch durch. Marx und Engels schließlich führten diesen Ansatz, zu Beginn der bürgerlichen Gesellschaft formuliert, weiter zur Utopie einer klassenlosen Gesellschaft. Die Reaktion des kaiserlichen Ob-

rigkeitsstaates: Die »Gefahr«, dass diese bürgerliche Gesellschaft über sich hinaustreiben könnte, bot Anlass genug, dieser sozialen Bewegung mit dem zunächst mickrigen ›Zuckerbrot‹ der Sozialgesetzgebung und der auch nicht sehr wirksamen ›Peitsche‹ des Sozialistengesetzes entgegenzutreten.

Folgenreicher für die Theorieentwicklung der Linken war eine theoretische Wende in der bürgerlichen Philosophie und Theorie – mit einer Rückkehr zu Immanuel Kant. War Hegel erst mal ein ›toter Hund‹, dann erst recht derjenige, der in seinem dialektischen Kielwasser an ihm vorbeimanövrieren wollte, nämlich Karl Marx. Doch einfach zurück zu Kant ging nicht, denn wer sagt, was das ›Sollen‹ ist? Dazu gab es bereits im Bürgertum zu viele Meinungen, eben auch Interessen. Der Neukantianismus ließ deshalb offen, wer diese Normen setzte, letztlich sei dazu jeder und jede berufen – auch Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie. Der Neukantianismus hielt Einzug in die sozialdemokratische Theoriediskussion und sollte so die reformorientierte Tagespolitik ›begründen‹ helfen, wenngleich marxistische Elemente nie ganz eliminiert wurden. Mit dem Kritischen Rationalismus wurde eine weitere neukantianische Konstruktion theorierelevant; nicht zuletzt die SPD der 1970er Jahre bezog sich, auch wenn sie seltener das Bedürfnis nach theoretischer Begründung ihrer Politik hatte, auf dieses Konstrukt zurück.

Sozialismus, sozialistisch, demokratischer Sozialismus, Kapitalismus, Lohnarbeit, Krise des Kapitalismus, Imperialismus, Faschismus – Zustände, Ereignisse, Begriffe, die auf Erklärung drängten. Daraus erwuchs eine Neugier: Wo kommen diese Begriffe her, wie wurden sie eingesetzt, bewertet, entwertet? Wo waren, wo sind sie geschichtsträchtig? Die ›Klassiker‹ des Sozialismus rückten ins Zentrum des Interesses. Auch auf die Früh-Sozialisten wurde zurückgegriffen. Die Geschichte der Arbeiterbewegung war Gegenstand von Seminaren und von wissenschaftlichen Abhandlungen. Alte Texte wurden wiederentdeckt und erschienen neu – legal, oft auch illegal – als Reprint bzw. als Raubdruck! Die einzelnen Fraktionen der nationalen und der internationalen Arbeiterbewegung traten

ins Blickfeld: die Internationale, die II. Internationale, die III. Internationale, die Anarchisten, die Troztkisten und der Maoismus, die Il-Manifesto-Gruppe etc. Neue Theoretiker traten in Erscheinung, die an die jeweiligen Traditionen anzuknüpfen suchten. Aber nicht nur die klassische Theorie war von Interesse, sondern auch ein breites Spektrum von Disziplinen, die geschichtlich und/oder aktuell in soziale Veränderungen involviert waren: Psychoanalyse, Sozialphilosophie, Ästhetische Theorien u.v.a.m. Neue Verlage schossen aus dem Boden, so auch der Verlag Rasch und Röhring, in dem 1985 die *Kopfgeburten* von Christel Neusüß erschienen sind. Es entstanden neue Fachzeitschriften, so die Zeitschriften *Sozialistische Politik* (*SoPol*) und *Probleme des Klassenkampfes* (*Prokla*), in denen Christel Neusüß mitgearbeitet und publiziert hat. Doch auch traditionelle Verlage führten ›links‹ im Sortiment: Damit konnte man durchaus gutes Geld verdienen. Der Weg von uns Linken führte in der Woche mehrmals zum ›alternativen‹ Buchladen. Man merkt an diesen Zeilen: Es war eine aufregende, eine interessante Zeit! Sie setzt heute noch, nach vielen Jahrzehnten, ein anerkennendes Schmunzeln frei, auch wenn manche Publikationen doch recht oberflächlich waren und zu Recht inzwischen aus unseren Bücherregalen verschwunden sind.

Christel Neusüß beschreibt in dem hier erneut aufgelegten Werk anschaulich, wie bei ihr selbst dieses Interesse wuchs und nicht nur bei ihr dazu führte, den »ganzen« Marx zu verschlingen. Den »ganzen« – bei 42 Bänden der Marx-Engels-Werke im Rahmen der MEW-Ausgabe aus der DDR! Eine kritische Gesamtausgabe war damals gerade in Angriff genommen und ist noch umfangreicher geworden. Dieses Verschlingen wurde dadurch erleichtert, dass mit Marx und Engels Autoren neu entdeckt wurden, die nicht nur eine geschichtsphilosophische Botschaft rüberbrachten, sondern mit enormer Detailkenntnis tatsächliche geschichtliche Verläufe, Auseinandersetzungen, Niederlagen und Siege darstellen konnten. MANN und FRAU waren intellektuell echt gefordert, aber es machte Spaß, sich diesen Herausforderungen zu stellen. Wer immer den

nachfolgenden Text von Christel Neusüß liest, gleich wo beginnend, wird mit dieser Neugier, diesem Gefordertsein beim Begreifen, diesem Zwang zum Mitdenken, der Unmöglichkeit der bloß passiven Rezeption, dem Mithereingenommen-Werden in wirtschaftliche Abläufe, theoretische Konstruktionen und soziale Prozesse konfrontiert.

Dabei hat Christel Neusüß methodisch viel von Marx übernommen: Wie sie Geschichten um ihre Nichte einführt, immer wieder Gedanken ihrer Mutter plastisch einflechtet und wie sie dann gleichsam als fortlaufende Darstellung einen Autor bzw. eine Autorin im Kontext und mit langen Zitaten ausführlich selbst zu Wort kommen lässt, teils um sie dann lustvoll zu zerpfücken, teils zur Unterstreichung ihrer Thesen – genau so hat es Marx selbst auch gemacht. Dieser Swing zwischen harter theoretischer Analyse, polemischem Abwatschen und konkret-menschlichen Begebenheiten ist eine wichtige Voraussetzung, dieses Werk in seiner Komplexität zu fassen, zugleich zu verstehen, warum dieses Buch vor allem Auf- und Anregung ist, nicht aber fertiger Gegen-Entwurf: Was etwa bei Marx richtig und gut war bzw. gedacht, analysiert und dargestellt wurde, soll auch seinen Stellenwert behalten, aber nichts ist schon deshalb gültig, weil es von diesem oder jenem Großkopften des wissenschaftlichen Sozialismus bzw. der Arbeiterbewegung gedacht, gesagt oder geschrieben worden ist. Doch es spricht auch kein Freigeist, der nun erklärt, wie er die Welt sieht: Christel Neusüß' Weltansicht ist eingebunden in vorgegebene Denktraditionen, soziale Bewegungen – aber auch in ihre eigenen Erfahrungen bzw. die Erfahrungen anderer, neben, abseits und teils auch gegen den jeweiligen sozialistischen Mainstream.

## Sozialismus – eine Sackgasse?

Christel Neusüß zitiert jene zentrale Stelle aus Marx' *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* (1844), wonach »der Mensch das höchste Wesen für den Menschen« sei; er leitet daraus

den »kategorischen Imperativ« ab, »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist, [...]«<sup>6</sup>. Diese normative Aussage in einer seiner Frühschriften sucht Marx – Friedrich Engels kommt in der Schrift von Christel Neusüß selten zu Wort – in seinen ökonomischen Schriften zu fundieren, indem er die Grundlagen von Ausbeutung, Wirtschaftskrisen und internationalen Konflikten herausarbeitet. Diese Erkenntnisse wollte Christel Neusüß nicht aufgeben: »[...] mein Kopf war nach wie vor mit Marx gefüllt, soviel hatte ich von ihm gelernt, so Kluges hat er über den Kapitalismus geschrieben!« Kritisch aber arbeitet sie heraus, dass die Marx'sche Arbeitswertlehre ganz offensichtlich nur auf die männliche Arbeit abstellt, indem sie Produktion und Reproduktion schroff trennt, damit aber wesentliche Arbeiten im reproduktiven Bereich aus der Betrachtung ausschließt. Gerade hier jedoch lägen wichtige Ressourcen auch für den Produktionssektor – und zwar vor allem die Arbeit von Frauen.

Dieses hat Konsequenzen. Einmal werden Geschlechterrollen nicht nur festgeschrieben, sondern vor allem hierarchisiert. Unter Rückgriff auf Maria Mies, Rossana Rossanda und Sheila Rowbotham wird der fatale Irrtum unterstrichen, dass mit bestimmten – abwertend gemeinten – Zuschreibungen von Weiblichkeit – etwa naturhaft, gefühlgetragen etc. – letztlich wesentliche Elemente von Menschsein abgewertet werden, obgleich gerade der entwickelte Kapitalismus mit seinen die Persönlichkeit der Arbeitenden zerstörenden Eigenschaften mehr denn je gerade darauf angewiesen wäre: Die Frau, der griechisch-mythologischen Penelope gleich, deren Werk immer wieder zerstört wird, wird deshalb sozial der Männerherrschaft untergeordnet, weil Letztere die Konsequenzen ihres Tuns nicht wahrhaben will.

6 Karl Marx: *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, in: *MEW*, Bd. 1, Berlin 1970, S. 201ff., hier S. 385.

Zum zweiten bedeutet diese Engführung von Ökonomisierung der Arbeit eine Überbewertung der Kräfte, die diese produktive Arbeit effizienter machen. Es kommt zur Trennung von Kopf und Hand: Steigerung der betrieblichen Effizienz durch den Kopf des Kapitalisten und Unterordnung der Handarbeit unter diesen Kopf. Der Kopf bestimmt, wie der Produktionsprozess durch Verbesserung der Produktionskräfte gesteigert werden kann: mehr Technik, mehr Effizienz, mehr Fortschritt.

Dabei übernimmt drittens die Arbeiterbewegung diesen Effizienzgedanken selbst: mehr Industrie – mehr Disziplin – eine größere Schlagkraft der Gewerkschaftsbewegung und der Sozialdemokratie. In der Arbeiterbewegung bildet sich eine Parallel-Kopf-Bewegung aus, eine Hierarchisierung einerseits, eine lineare Konzentration auf den technisch und bildungsmäßig bedingten Produktivitätszuwachs andererseits.

Viertens wird damit das von Christel Neusüß so benannte »Kopf-Hand-Baumeistermodell« vorherrschend, ein Modell, das in sich sehr viel Gewalt produziert – in der betrieblichen Realität gegenüber den unmittelbaren Produzenten, dann aber auch im zwischenstaatlichen Bereich durch Aufrüstung und technologische Vernichtungswaffen. Es wird nur noch eine lineare Entwicklung zugelassen, ein stetes Mehr in der Produktion, es unterbleibt, in einem reflexiven *Kreislaufmodell* zwischen Produktion und Reproduktion auch die Folgen von diesem Baumeistermodell zu hinterfragen. Doch damit wird zugleich die Grundlage für einen sozialen Kompromiss zwischen Unternehmern und Beschäftigten gelegt, nämlich das gemeinsame Interesse an einem technikgetragenen *linearen* Produktivitätsfortschritt.

Dieser soziale Kompromiss innerhalb des Kopf-Hand-Baumeistermodells wird fünftens politisch ergänzt durch den Sozialstaat: Lebensmittel statt freie, selbstbestimmte Tätigkeit – Unterordnung der Menschen unter den Sozialstaatspatriarchen, der höhere Löhne, höhere Sozialleistungen als Gegenleistung für Disziplin und Fügsamkeit im Betrieb verspricht. Die Solidarität zwischen den Menschen wird mediatisiert, sie

wird, wie Christel Neusüß in einem Aufsatz festgestellt hat, in den »Himmel der Institutionen« abgeschoben.<sup>7</sup>

Die Überwindung kapitalistischer Eigentumsverhältnisse in den sozialistischen Staaten habe sechstens nicht zu einer Neubestimmung von Arbeit, der Rolle der Frauen und deren sozialer Stellung geführt. Es überwögen patriarchalische Strukturen, weite Teile menschlicher Fähigkeiten würden vernachlässigt und auch hier obsiege ein lineares Fortschrittsdenken, das in sich ebenfalls enorme Gewaltpotentiale trage.

## Sozialismus – was muss sich ändern?

Karl Marx hat an zentraler Stelle festgestellt, Revolutionen könne man nicht einfach voluntaristisch losstreten, die Verhältnisse müssten sich vielmehr zuspitzen. Alle Revolutionen bedürften eines »objektiven Elementes«. Aus dieser Aussage leitete sowohl die Sozialdemokratie der II. Internationale als auch Lenin bei allen Unterschieden im Detail ab, dass es Sache der Partei sei, festzustellen, wann die Verhältnisse objektiv auf Veränderung drängten, um dann die Arbeiterklasse in die entscheidende soziale »Schlacht« zu führen. Dabei gelte es, durchaus vorhandene subjektive Interessen hintanzustellen. Wo aber bleibt der Einzelne bzw. die Einzelne in diesem Prozess? Es stellt sich die Frage: Wenn doch das Proletariat das ›Subjekt‹ der Geschichte ist, wie kann der Proletarier bzw. die Proletarierin dann letztlich Objekt von Parteiorganisationen, Parteiführungen sein, die ›objektive‹ Feststellungen treffen? In der akademischen Linken wurde dieses zu einem zentralen Punkt der Auseinandersetzung und der Abgrenzung. Welcher Stellenwert also kommt dem ›subjektiven‹ Faktor in der geschichtlichen Entwicklung und bei sozialen Veränderungen zu? Wie stehen objektive und subjektive Faktoren zueinander? Und: Wie wird

7 Christel Neusüß: »Der ›freie Bürger‹ gegen den Sozialstaat? Sozialstaatskritik von rechts und von Seiten der Arbeiterbewegung«, in: *Probleme des Klassenkampfes, Prokla* Heft 39, 10. Jg. 1980, Nr. 2, S. 79–104, hier S. 100.

verhindert, dass die Subjektivität von Mann und Frau unterschiedlich bewertet, hierarchisch Letztere Ersterer untergeordnet wird? Hier sucht Christel Neusüß nach Antworten.

Ausgangspunkt ihrer Gegen-These sind Beobachtungen von Rosa Luxemburg. Diese beginnt – bei allem Respekt und aller Konformität zu Karl Marx – nicht bei der Produktion, sondern bei der Reproduktion, um die Bedeutung aller menschlichen Fähigkeiten im Kreislauf des Produzierens und Reproduzierens aufzuzeigen. Aus diesem Ansatz leitet sie zwei zentrale Schlussfolgerungen ab: Zum ersten geht es nicht um Akkumulation, sondern um die Befriedigung der Lebensbedürfnisse der arbeitenden Menschen. Und zweitens geht es letztlich um einen »ewigen Kreislauf« zwischen Produktion und Reproduktion, der aber nicht Stillstand bedeuten muss, sondern innerhalb dessen durchaus ein Fortschritt möglich ist – ein Fortschritt hin zur Befreiung des Menschen.

Doch wie kommen MANN und FRAU dahin? Indem sie Erfahrung in sozialer Praxis reflektieren, soziale Bewegung an anderen Stellen studieren, nicht aber sich nur mimetisch an die vorfindlichen Machtstrukturen anpassen und Machtapparate auswechseln. Mit Rosa Luxemburg will Neusüß die »nicht-kapitalistischen Produzenten, solche, die also nicht Waren für Lohn produzieren«, zu einem »Massen-Ich« zusammenführen: Hausfrauen in der ganzen Welt, Subsistenzbauern beiderlei Geschlechts, das Heer männlicher und weiblicher Marginalisierter. Es geht darum, die »Veränderungs- und Entwicklungsmöglichkeiten« im Gegebenen zu nutzen – Voraussetzung ist das Abgehen von der seit dem 18. Jahrhundert um sich greifenden Hierarchisierung von Arbeit und Natur, auch und gerade zwischen (männlicher) Arbeit und (weiblicher) Natur.

Hier bricht Christel Neusüß ihre »Reflexionen« ab. Weiter komme sie im Moment nicht: »Alles, was ich jetzt noch an Folgerungen und Schlüssen vorbringen könnte, hätte den Charakter von Kopfgeburten.« Eben das wirft sie den Theoretikern des wissenschaftlichen Sozialismus, der Vorrangstellung der männlichen produktiven Arbeit vor, die unterstellt, der Mann werde durch den Kopf des Produktionsprozesses

erzeugt, nicht aber durch die vielfältigen Fähigkeiten und die differenzierte Arbeit gerade von Frauen.

## Zwischenbilanz – und dann?

Insofern ist das vorgelegte Buch auch in der Neuauflage letztlich Zwischenbilanz. Der Band von Christel Neusüß markiert Kontinuität und Bruch. Er fasst sehr anschaulich wichtige Elemente der neomarxistischen Fortentwicklung der sozialistischen Theorie zusammen. Dieses ist einerseits historisch wichtig: So dachten damals viele, so arbeiteten sie sich an den großen Theoretikern, aber auch an den Mitstreiterinnen und Mitstreitern ab. So positionierten sie sich.

Aber die Zeit blieb nicht interesselos stehen. Es ergaben sich auch neue Herausforderungen und Interessenkonstellationen. Auch wenn das Ende der sowjetischen Regime nicht absehbar war, deren innere Probleme waren ganz offensichtlich, Perestroika und Glasnost fielen nicht ohne Vorankündigung vom Himmel. Michail Gorbatschow wurde im Jahr des Erscheinens dieses Buches Generalsekretär der KPdSU. Die alte Sowjetunion und auch die DDR hatten an Strahlkraft, Legitimation so stark verloren, dass sie für die Linke häufig nicht mal mehr einer Auseinandersetzung wert waren. Wer ›links‹ sein wollte, hatte kaum tragfähige geschichtliche oder aktuelle Vorbilder, er musste sich häufig eklektizistisch einzelne Momente aus Geschichte und Gegenwart zusammensuchen.

In Deutschland regierte seit 1982 eine konservativ-liberale Mehrheit, die dem Sozialstaat, dem von Christel Neusüß gescholtenen Konstrukt, erheblich zusetzte. Zulauf innerhalb der Linken erhielten nunmehr eher die, die den Sozialstaat verteidigten, nicht aber die, die ihn von links in Frage stellen wollten.

Die Strahlkraft neomarxistischer Argumentation verblasste aber auch und gerade im akademischen Raum. Ich erinnere an eine Situation in einem Seminar zu Beginn der 1980er Jahre, als mir ein intelligenter Student in sympathischem Schwäbisch

zu verstehen gab: Ich müsse endlich einsehen, die heutigen Studierenden seien nun mal keine ›68er‹ mehr, sie hätten andere Erfahrungen gemacht als wir. Auch würden sie sich bei Marx nicht gut auskennen.

Doch ein wichtiger Angriff auf den Neomarxismus kam aus dem Bereich der Theorie selbst. Der Umgang etwa durch Christel Neusüß damit ist symptomatisch, nämlich schnoddrig! Im Vorwort vermerkt sie:

Der Soziologe Nikolaus Luhmann zum Beispiel, dessen Arbeiten ich als Assistentin der Politologie hätte lesen müssen, dachte so verquer und kompliziert von oben herab, der Versuch, nachzuvollziehen, was er schrieb, tat meinem Kopf solche Gewalt an, daß ich mich einfach weigerte: Nein, den tue ich mir nicht an, Systemtheorie ist nichts für mich. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß, würde ich Luhmann begreifen, andere Sachen, die ich begriffen hatte, endgültig verschwinden würden. –

Ich gestehe: Diesen ›Spruch‹ hätte ich fast genauso schreiben können. Ein fataler Fehler! Luhmann stieß in eine Lücke, die die neomarxistische Theorie selber geöffnet hatte: Staatsableitung aus dem Warenbegriff, Theorien von sozialen Massenbewegungen, die haarspalterische Frage, ob der Sozialismus Tagesaufgabe sei oder historisch-dialektisch unmittelbar bevorstehe, etc. füllten akademische Diskurse, waren aber entgegen ihrem Anspruch absolut unpraktisch. Hinzu kam der normative Überschuss dessen, was als richtig und als falsch gelten sollte.

Luhmanns Systemtheorie basiert auf der Gewissheit, dass alle Theorien normativ begründen, was sie für ›gut‹ und ›böse‹ halten, und deshalb zugleich Ausgangspunkt von Streit und Konflikten sind bzw. sein können – oder genauer: als Legitimation genutzt werden können in der Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen sozialen und politischen Interessen. Deshalb verzichtet Luhmann auf jegliche Normativität und setzt sich von allen theoretischen Systemen seit den Vorsokratikern bis in die Gegenwart ab. Sein Hauptziel war, vor allem der marxistischen Theorie endgültig den Garaus zu machen.

Doch er verzichtet nur scheinbar auf bewertende Normen, er verabsolutiert vielmehr die bestehenden Machtverhältnisse, setzt sie gleichsam als oberste Norm innerhalb eines Systems mit seinen Subsystemen! Er beschreibt zwar die Binnenstruktur und -bewegung der Subsysteme wie Wissenschaft, Politik, Recht und Wirtschaft, ordnet aber letztlich alle anderen dem politischen System – der staatlichen verwaltungsmäßigen Herrschaft – unter.

Der Zusammenhang wurde von den Linken zu wenig herausgearbeitet und schon gar nicht praktisch diskutiert. Nicht nur deshalb, aber auch deshalb konnte Luhmanns Theorieansatz lange Zeit den theoretischen Diskurs bestimmen. Das theoretisch einem ›Glasperlenspiel‹ gleichende Konstrukt von Niklas Luhmann war eine Neuauflage konservativer Statusquo-Absicherung. Und ca. 30 Jahre lang war sie recht erfolgreich – in der Folgezeit wurden zahlreiche theoretische Gedanken systemtheoretisch verortet, auch wenn viele eher linke Theoretiker nicht darauf verzichteten, jeweils das Ungenügen dieses Ansatzes anzuprangern und ihre Ausführungen dann doch wieder normativ aufzuladen. Ein vergleichbares Phänomen gab es in der politischen Theorie der 1950er Jahre, wo selbst gestandene Linke nicht auf Anleihen an dem Anti-Demokraten Carl Schmitt verzichteten. Nun, im 21. Jahrhundert angekommen, sind beide Ansätze einer rechten Statusquo-Stabilisierung weitgehend in Vergessenheit geraten. Und das ist gut so. Vielleicht aber bedurfte es dieses – theoretisch fatalen – Zwischenschritts, um nun umso genauer zu prüfen: Was war eigentlich dran an diesem neomarxistischen Ansatz, was ist davon heute – wieder – wichtig?<sup>8</sup> Ich denke, es sind vor allem drei Elemente:

Erstens hat Christel Neusüß, teils parallel und teils vor Erscheinen der nunmehr sehr umfangreichen feministischen Literatur, deutlich den Zusammenhang zwischen weiblicher

8 Vergl. dazu den wichtigen Beitrag von Klaus Fritzsche: »Sozialismus: Geschichte und Perspektiven gesellschaftlicher Egalität«, in: Franz Neumann (Hrsg.): *Handbuch Politischer Theorien und Ideologien*, Bd. 2. Opladen 2000, S. 1–74, insb. S. 54ff.

Rolle, Hierarchisierung der Geschlechter, Unterdrückung menschlicher Entwicklungspotentiale von Frauen und Männern und der vorfindlichen Wirtschaftsordnung analytisch aufgezeigt, dabei durchaus die – partielle – Interessenhomogenität von Männern unterschiedlicher sozialer Stellung herausarbeitend. Die Studie von Claudia Pinl zum »Arbeitnehmerpatriarchat« (1977), die These vom Sekundärpatriarchat von Ursula Beer<sup>9</sup> bzw. von der »doppelten Vergesellschaftung« von Regina Becker Schmidt<sup>10</sup> sowie von Mary Langan und Ilona Ostner<sup>11</sup> können hier exemplarisch angeführt werden. Dabei ist es wichtig, mit Christel Neusüß in die Originalquellen sowohl der sozialistischen Theoretiker als auch der praktischen Politik Einsicht zu nehmen. Eine so gründliche marxphilologische Arbeit hat es meines Wissens nicht wieder gegeben. Auch sind andere von ihr angeführte Theoretikerinnen heute leider mitunter in Vergessenheit geraten.

Zweitens geht es um ihre kritische Bewertung linearer Fortschrittsgläubigkeit technologischer Entwicklung bis hin zur Fortentwicklung immer subtilerer Waffen und Bedrohungsarsenale. Hier steht sie nicht alleine da: Den Club of Rome zitiert sie bereits, neuere kritische Ansätze bezüglich der allgemeinen Technologieentwicklung sind zu nennen, die Waffentechnik hat eine neue Stufe erreicht, die gegenüber der aus heutiger Sicht platt anmutenden Kaputtbomberei durch Atomwaffen nunmehr gezielt die Ausschaltung von Zielorten ermöglicht, damit die Rüstungsschraube immer noch – drohenhaft – weiterrückt.

Drittens und vor allem: Christel Neusüß hat, nicht nur, aber insbesondere auch im Rekurs auf Rosa Luxemburg, das ein-

9 Ursula Beer: *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt am Main/New York 1990.

10 Regina Becker-Schmidt: »Die doppelte Vergesellschaftung, die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften«, in: Ina Wagner/Lilo Unterkircher (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft*. Wien 1987, S. 10–25.

11 Mary Langan/Ilona Ostner: »Geschlechterpolitik im Wohlfahrtsstaat: Aspekte im internationalen Vergleich«, in: *Kritische Justiz* 3/1991, S. 302–317.

zulösen versucht, was Marx in seiner Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie als Norm gesetzt hat, nämlich den Menschen aus seiner Rolle als »ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen« zu befreien. Sie setzt auf zweierlei: einmal die menschengerechte Bewertung aller Fähigkeiten von Männern und Frauen. Hier besteht mehr denn je Klärungsbedarf, der durch das Geschwätz von einer angeblichen ›Ganzheitlichkeit‹ der Sicht auf Menschen mehr verwischt, denn befriedigt wird. Nein, es geht um handwerkliche, intellektuelle, emotionale, soziale Fähigkeiten, die keineswegs bloß ein Ganzes ergeben, sondern auch widersprüchlich sein können und es häufig auch sind. Und es geht zum anderen darum, diese Fülle an Fähigkeiten zusammenzuführen in emanzipative Strategien, die nicht bloß ein Fortschreiben bestehender Strukturen, sondern darauf aus sind, vorhandene Potentiale von Personen und Institutionen zur Veränderung zu nutzen. Es geht um das, was in den 1970er Jahren und in Christel Neusüß' Schrift zwar nicht explizit so genannt, aber immer präsent ist, es geht um das Verhältnis von subjektiven und objektiven Faktoren in der Geschichte.

Und sicher wird da auch Christel Neusüß Fragen zulassen müssen, die man mit ihr heute leider nicht mehr diskutieren kann. Wenn denn bestehende Strukturen Änderungspotentiale in sich tragen können, wenn denn unterschiedliche Kreise, Personen wie Gruppen, ihre Interessen in den geschichtlichen Prozess einbringen wollen und sollen, dann darf es nicht zu einer – in den 1970er Jahren immer wieder vorgenommenen – Unterscheidung von objektiven und subjektiven Interessen etwa der Arbeiterklasse, Marginalisierter, auch von Frauen kommen. Wer bestimmt, was objektiv und was subjektiv ist und welche Interessen davon legitim und welche illegitim sind? Wenn aber solchermaßen Interessenvielfalt vorhanden und legitim ist, ist es ein komplexer Prozess, diese in sozialen Bewegungen kompromisshaft zusammenzuführen.

Dieses führt zu einem zweiten Diskussionspunkt: Wenn bestehende Verhältnisse Änderungspotentiale in sich tragen, warum nicht auch der von Christel Neusüß zu Recht dem so-

zialen Kompromiss von Lohnarbeit und Kapital zugeordnete Sozialstaat? Ist er wirklich nur »Illusion«?<sup>12</sup> Ist dann nicht auch die Hoffnung auf autonome, durch den subjektiven Faktor getragene soziale Bewegung Illusion? Und woher hat Christel Neusüß die Gewissheit genommen, dass es dort zu einem »gemeinsamen Selbstbewusstsein« kommt, zu einem, das nicht sehr wohl auch auf Kompromissen unterschiedlicher sozialer Interessen beruht? Wer von den sozial ausgegrenzten Gruppen gab denn in der Weltwirtschaftskrise am Ende der Weimarer Republik seine Bindung an den Sozialstaat auf und suchte das Bündnis mit jenen Kreisen, die weite Teile der Gesellschaft ohne sozialen Schutz ließen?

Beides muss Gültigkeit haben: Aus kapitalistischen Ausbeuterstrukturen – national und weltweit – kann man sich nicht herausschleichen, herauftheoretisieren, herauskritisieren, aber diesen Prozess tragen immer konkrete Menschen, die heute und morgen leben wollen. Denn nur so können sie die Potentiale in sich erhalten und weiterentwickeln, vielleicht sogar emanzipativ nutzen. Auch der Sozialstaat braucht sein objektives Element, sonst trägt er nicht – wie am Ende von Weimar. Und die Folge war – mit den Worten von Rosa Luxemburg – nicht Sozialismus, sondern Barbarei. An der Sozialstaatskritik von Christel Neusüß kann man nicht einfach vorbeigehen, vieles sieht sie richtig. Aber ihre Alternative »sozialistische Umwälzung« könnte auch bloß eine neue linke Variante des Neukantianismus sein. Der Streit darüber lohnt, auch und gerade, um daraus zu einer emanzipatorischen Perspektive für die Gesellschaft zu gelangen! Aber damit beginnt – mit Marx – die »alte Arbeit«<sup>13</sup> wieder von Neuem.

Pohlheim, im Juni 2013

Ernst-Ulrich Huster

12 Wolfgang Müller/Christel Neusüß: »Die Sozialstaatsillusion und der Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital«, in: *Sozialistische Politik* Heft 6/7, 2. Jg. 1970, S. 4–67.

13 Karl Marx: *Deutsch-französische Jahrbücher*, in: *MEW, Bd. 1*. Berlin 1976, S. 337ff., hier S. 346.



Christel Neusüß

**Die Kopfgeburten  
der Arbeiterbewegung**

oder

**Die Genossin Luxemburg  
bringt alles durcheinander**



## »Über was schreibst du denn?«

Seit Jahren war ich beunruhigt. Ich kam mit meinem Zweitvater Marx nicht mehr umstandslos zurecht.

Bei meinem zunehmend frustrierten Durchforschen der verschiedenen säuberlich voneinander getrennten Kästen der bürgerlichen Wissenschaft, der Politologie, Volkswirtschaftslehre, Soziologie und Geschichte war ich auf ihn getroffen. Ab und zu schon einmal vorher, mit regelrechten Glückserlebnissen aber während der Studentenrevolte. Das lag damals ja nahe, ich war schließlich keine Ausnahme. Trotzdem, ich hatte auch meine eigenen Motive.

Durch Marx ging mir ein Licht auf: Die dunklen Wände, die die Kästen Wirtschaft, Staat, Politik, Geschichte voneinander abgeteilt hatten, wurden plötzlich angeleuchtet, und da zeigte sich: Es gab sie gar nicht! Ich hatte schon immer vermutet, daß an weiten Teilen der Wissenschaft, die man mir da an bundesdeutschen Universitäten vermittelte, etwas faul sei. Für meine Weigerungen, bestimmte Sparten dieser Wissenschaften überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, bekam ich jetzt die Argumente geliefert. Der Soziologe Nikolaus Luhmann zum Beispiel, dessen Arbeiten ich als Assistentin der Politologie hätte lesen müssen, dachte so verquer und kompliziert von oben herab, der Versuch, nachzuvollziehen, was er schrieb, tat meinem Kopf solche Gewalt an, daß ich mich einfach weigerte: Nein, den tue ich mir nicht an, Systemtheorie ist nichts für mich. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß, würde ich Luhmann begreifen, andere Sachen, die ich begriffen hatte, endgültig verschwinden würden. Wenn in Fachkreisen das Gespräch auf Systemtheorie kam und die Kollegen voraussetzten, daß auch ich alles gelesen hätte, raffte ich mich lieber zu einem schlichten Nein auf und teilte mit, daß ich diesem Herrn den Zugang zu meinem Kopf verweigere. Das galt zwar als unwissenschaftlich, aber

das nahm ich in Kauf. Denn meine neugierigen Rückfragen an die fortschrittlichen Kollegen, sie sollten mir doch mal erklären, was an der Systemtheorie so toll sei und wozu man sie brauchen könne, stießen auf peinliches Schweigen oder lösten Redeströme aus, die ich wiederum nicht verstand und die meine jeweiligen Gegenüber selbst nicht recht zu überzeugen schienen.

Aber zurück zu Marx. Ich hatte die Zeit vor 1945 und danach nicht vergessen. Auch das traf für viele zu, was also war mein besonderes Problem? Daß da 1945 plötzlich eine historische Trennwand gewachsen sein sollte – Ende des Faschismus, jetzt kommt etwas ganz Neues, nämlich die Demokratie –, das war mir nie in den Kopf gegangen. Das hatte ich auch anders in Erinnerung. Zwar gab es überraschende Wandlungen. Die Bücherschränke der Leute in dem großen Haus, in dem wir wohnten, leerten sich völlig einen Tag bevor die Amis kamen, übrig blieb nur die Bibel. Sie stand ganz vereinsamt da. Der Rest wurde hektisch in Säcke gepackt und in die Eder, an der wir wohnten, versenkt. Auch die vielen Fahnen sollten das gleiche Schicksal erleiden. Meine Tante Anna und meine Mutter sagten: »Der schöne Stoff«, packten die Säcke, die im Hof standen, wieder aus und trennten die weißen Felder mit den Hakenkreuzen ab. Dieser Vorrat reichte hin, meine Geschwister und mich einige Jahre lang mit roten Sommerkleidern, Badehosen, Blüschen, kurz, allem, was wir brauchten, auszustatten. Meine Mutter hatte ihren Bücherschrank nicht ausgeräumt, es war ja nichts weiter Anstößiges drin, außer einem Zigarettenalbum mit Bildern vom Führer in allen Lebenslagen. Das bemerkten wir aber erst, als wir in das Chaos unserer Wohnung zurückdurften: Da war der Schrank mit den vielen schönen Büchern ausgeräumt, und obenauf lag das Zigarettenalbum, und die Amerikaner hatten draufgekotzt.

Die Bücherschränke waren leer, aber sonst hatte sich nicht viel verändert. Mit Frau Rudolf von oben, zu der ich ging, wenn ich Differenzen mit meiner Mutter hatte, und mit der ich das Reflektieren lernte, nämlich warum wohl meiner Mutter heute die Hand ausgerutscht war oder warum sie was

Ungerechtes zu mir gesagt hatte, welche vernünftigen, wenn auch nicht gerade gerechten Gründe sie bewegt haben könnten – mit Frau Rudolf führte ich weiter meine langen Gespräche. Sie war eine überzeugte Nazisse gewesen, das hatte mich aber weder vorher noch nachher gestört. Und sie konnte gar nicht fassen und glauben, was da alles Schlimmes passiert sein sollte. Im Lebensmittelladen bekam meine Mutter auch nach 1945 nichts von den Sonderlieferungen ab, obwohl es ja jetzt nicht mehr anstößig war, daß sie mit den Nazis nichts zu tun haben wollte. Sicherlich, die Sache mit den Bücherschränken hatte mich beeindruckt, aber mir war klar: Das mit der Wand stimmt nicht. Schnell mal die Säcke in die Eder, und alles ist weg – so einfach konnte das nicht sein. Da waren doch dieselben Leute, die waren nicht einfach alle im April 1945 gestorben, um dann wie Venus aus dem Schaum unschuldig neugeboren zu werden. So schnell ging das doch nicht. Welche Mühe hatte unsere Mutter, uns großzuziehen. Und die Kinder auf der Straße. Ich wurde zwar nicht mehr verprügelt, weil ich es nicht über die Lippen brachte, zu singen »Wenn das Judenblut vom Messer spritzt«, aber verprügelt wurde ich doch ab und zu immer noch, weil ich ein Knochengerüst war und das Zurückschlagen Schwierigkeiten bereitere.

Und als dann die Geschichte mit den Notstandsgesetzen kam – und das fiel so erstaunlich mit der ersten kleinen Wirtschaftskrise zusammen –, da fand ich, es sei höchste Zeit, zwischen den Kästen hin und her zu springen: Faschismus – Demokratie – Staat – Wirtschaft, das eine hat mit dem anderen nichts zu tun? Nein, so einfach geht das nicht. Da gibt es Zusammenhänge. Wenn wir jeweils nur in die eine Schublade sehen, dann können wir doch gar nicht erkennen, was noch alles passieren kann, dann sind wir blind. Wie gesagt, in dieser Situation traf ich auf Marx. Und der half mir auf die Sprünge. Ich war begeistert.

Im »Kampf gegen die Notstandsgesetze« – so hieß es damals – arbeitete ich mit den Gewerkschaften zusammen, mit Betriebsräten, Vertrauensleuten, jungen Arbeitern und Funktionsträgern aus der IG Metall. (Meine späterhin »eigene« Or-

ganisation, die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, war an dem Ort in Bayern, wo ich zu dieser Zeit berufstätig war, so gut wie nicht existent.) Und was für mich dabei wichtig war: die Erfahrung einer gemeinsamen Opposition von Studierenden und Arbeitern. Das war ein weiterer Grund dafür, daß ich in der marxistischen Theorie und der Geschichte der Arbeiterbewegung wissenschaftlich vor Anker ging. Die Genossen von der SPD, die ich ja nun auch kennenlernte, meinten, man brauche nur einen wohlgeordneten Handwerkskasten, ein bißchen Konjunktursteuerung, ein paar neue Steuergesetze, ein paar Wissenschaftler, die jährlich untersuchten, wie alles im vorangegangenen Jahr gelaufen war und wie es im nächsten Jahr laufen würde, und dann heiße es, den Werkzeugkasten hervorzuholen und da eine Schraube zu lockern und dort eine Schraube festzudrehen. Das nahm ich ihnen nicht ab. Ich konnte beweisen, daß die Sache so einfach nicht war. Mit dem Kapitalismus ließ sich nicht spaßen. Schließlich hatten wir das selbst noch erlebt. Notfalls holt er den Faschismus zu Hilfe, und der ist ein anderes Kaliber als so ein wohlgeordneter Werkzeugkasten. Sozialstaat schön und gut, aber ich glaubte einfach nicht mehr daran. Die Notstandsgesetze – das war eine Warnung. Wozu brauchten sie die, wo doch alles funktionierte? Warum stimmte die SPD diesem makabren Hilfsmittel zu für den Fall, daß alles nicht mehr so gut läuft? Schließlich hatte sie doch den Sozialstaat und den Minister Schiller.

Was machte mich also nach Jahren gründlicher Durchsicht und Anwendung der Marxschen Theorie zur Entschlüsselung von Fragen der Gegenwart, nach Jahren aktiver Arbeit auch in meiner Gewerkschaft, stutzig? Zunächst das, was auch alle anderen oder, vorsichtiger ausgedrückt, viele andere aus der Generation der Studentenbewegung stutzig machte: Die Arbeiterklasse wollte nicht so recht, wie wir und Marx das wollten. Neue »historische Subjekte« tauchten am Horizont auf: die Antiatombewegung, die Ökologen, die Frauen, die Alternativprojektler. Mein langjährig-treues Gewerkschafterrinnendasein begann ich zu ergänzen durch Mitarbeit bei den Alternativen, dem Berliner Netzwerk, und dabei machte ich

Erfahrungen, die sich nicht auf den gemeinsamen Nenner einer zielklaren Fortschrittsstrategie bringen ließen. Ich ließ beides nebeneinander herlaufen, widerspruchsvoll, sozusagen zerlegt in zwei nicht mehr bruchlos ineinanderpassende Teile. Ich war neugierig, was daraus werden würde.

Und dann gab es noch einen anderen Strang: »ich als Frau«. Diese Tatsache hatte mich lange Zeit nicht sonderlich interessiert. Eher wunderte es mich – und manchmal fand ich es auch ein wenig ärgerlich –, daß viele der intellektuellen Frauen in meinem Blickfeld diese Tatsache zum Hauptgegenstand ihrer wissenschaftlichen Reflexionen und Forschungen machten. Mir widerstrebte es auch zutiefst, mich zu beklagen, mein individuelles Schicksal als Frau zum Anlaß allgemeinen Veränderungswillens zu machen.

Als minderwertig Geachtete wollte ich mich nicht anschauen, und ich war es ja auch nicht umstandslos. Schließlich respektierte die Männerwelt die Resultate meiner Kopfarbeit. Kinder hatte ich auch nicht. Ich mochte meinen Beruf als Lehrerin und später an der Uni, meine Lebensgefährten hatten nichts für Hausarbeit übrig. Kinder zu bekommen, das bedeutete einfach zuviel Arbeit: hin und her gerissen sein, nichts richtig machen können, gespalten sein. Andere Frauen, die auch ihre Berufsarbeit liebten, bekamen trotzdem Kinder. Doch meine Angst war zu groß.

Und wovor hatte ich solche Angst? Warum machte ich sie nicht zum Gegenstand meiner Kopfarbeit, warum spaltete ich als Frau mich ab von meiner Existenz als wissenschaftlich reflektierender Kopf und als politisch agierende Person? Was war denn so bedrohlich?

Ich wollte nicht zu den Benachteiligten, den Unterdrückten gehören. Ich strickte mir ein Muster, nach dem die besonderen Probleme, denen ich als Frau innerhalb meiner »Privatbeziehungen« begegnete, mit meinen individuellen Besonderheiten und denen meiner Lebensgefährten zu tun hatten. Da gab es nichts Verallgemeinerungsfähiges und zu Reflektierendes, nichts wissenschaftlich-politisch Relevantes. Da kamen halt zwei Personen jeweils besonderer Art zusammen, die früher

oder später Schwierigkeiten bekamen. Komisch. Denn die speziellen Unbilden, denen ich da begegnete, die waren schließlich gar nichts Einmaliges, sondern durchaus frauendurchschnittlich: die mich beutelnde Angst vor Schwangerschaft. Nein, ich wollte kein Kind, nicht so früh, später vielleicht. Was hatte ich da alles von den Müttern gehört, wie es bei einer »Entbindung« so zugeht. Nicht nur die Schmerzen, nein, es kann dir passieren, daß du behandelt wirst wie ein unmündiges, unzurechnungsfähiges Wesen, entwürdigend. Das vertrug sich nicht mit meinem mit Kant, Hegel und Fichte gefüllten Kopf. Wo blieb denn da das Subjekt, die Selbstbestimmung?

Dann der zermürbende Kampf um die Hausarbeit, erfolglos geführt über lange Jahre. Meine Nervosität, weil ich – auch ohne Kind – Beruf und Haushalt häufig nicht mehr schaffte. Die Zweifel an meiner Liebesfähigkeit, die mir entgegengehalten wurden, wenn ich mit problembeladenem Kopf von irgendeiner politischen Veranstaltung kam und nicht hingebungsvoll in die Arme des Lebensgefährten sinken konnte. Das schlechte Gewissen, wenn ich mich mit einem der Wissenschaftlerköpfe unterhielt, seine Frau schweigend dabei saß und irgendwann schweigend das Zimmer verließ; diese Hilflosigkeit, die mich dann überkam. Das Privileg, immer mal eine Geliebte zu haben, das sich meine Lebensgefährten als selbstverständlich herausnahmen, während sie völlig ausrasteten, wenn ich nach langen Jahren der Trotzdem-Treue einmal desgleichen tat. Diese empörende Ungleichheit, tief verankert und vom Kopf her unlenkbar in der Empfindungsweise der Männer. Die dauernde Verfügung über meine Zeit, meine Person zum Zwecke der Selbstbestätigung, während ich selten etwas zurückbekam.

Und dann die Erfahrungen während meiner »Berufskarriere«. Die Abweisungen meiner Stellenbewerbungen mit Argumenten wie »Sie sind zwar qualifiziert, aber Sie müssen doch keine Familie ernähren«. Oder auch: »Die vielen Sachen, die Sie da mit Männern zusammen veröffentlicht haben, da haben Sie doch nur Ihren Namen druntergesetzt.« Meine wilde Arbeitsamkeit, getragen von Neugierde und Wissensdrang, aber

natürlich auch von der Angst, es könnte sich doch herausstellen, daß mein Frauenkopf nicht so gut funktionierte. Die Angst und die Aggressionen, mit der in schöner Regelmäßigkeit männliche Kollegen und Mitstreiter auf diese Arbeitsamkeit und auf mein nie endenwollendes intellektuelles Grübeln reagierten. Insgesamt allerdings konnte ich mich auf diesem Sektor nicht beklagen. Sonst hätte mir ja die Erfahrungsbasis gefehlt für meine feste Überzeugung, meine Geschlechtszugehörigkeit sei ein theoretisch vernachlässigenswertes Faktum.

Schwerer wiegende Irritationen erfuhr ich bei meinen diversen politischen Tätigkeiten. Irgend etwas in meinen Anschauungen und Verhaltensweisen stand da immer wieder quer zum Üblichen: mein Störverhalten, wenn lange Auseinandersetzungen um Vereinheitlichungen geführt wurden, meine Uneinsichtigkeit in den Sinn solcher zermürbenden und zum Teil entsolidarisierenden Operationen. Ich wollte und konnte einfach nicht begreifen, warum es notwendig sein sollte, ideologisch-weltanschaulich genau das gleiche im Kopf zu haben, um gemeinsam handeln zu können. Da wurde stundenlang hart gestritten, um zu einem gemeinsamen Programmpunkt zu kommen, der dann, angesichts der realen Machtverhältnisse, völlig irrelevant war. Das Gefühl der Solidarität, des Vertrauens und der gegenseitigen Achtung wurde meines Erachtens leichtfertig aufs Spiel gesetzt, um Abweichler auf die Linie zu bringen. Ich sei halt nicht konfliktfähig, sei halt eine Frau, liebebedürftig, unpolitisch – wie oft habe ich das gehört, wenn ich nicht bereit war, jeden Machtclinch geschlossenen Auges zu unterstützen. Die Frau sah einfach nicht ein, daß es hier um Leben oder Tod, Fortschritt oder Reaktion ging. Meine Versuche, mich auch mal in die Situation des Gegners zu versetzen, mit seinen Augen die Szenerie zu betrachten, wurden als völlig abwegig disqualifiziert. Und dann das nachsichtig herablassende Lächeln, wenn ich zu bedenken gab, daß bestimmte Personen oder auch Parteiungen unter anderen Bedingungen womöglich auch anders zu denken und zu agieren in der Lage seien; andererseits aber auch Vorwürfe, ich sei ja wie ein Mann, wenn ich entschieden und gegebenenfalls

auch hart eine bestimmte Position, die mir wichtig war, durchkämpfte. Natürlich kamen solche Mahnungen von Männern.

Wie ich es machte, war es falsch. Nicht immer, aber oft. Und ich selbst? Nun, ich tat mir zunehmend Gewalt an, litt, opferte für den Fortschritt.

Doch all diese Erfahrungen waren nicht theorierelevant, um Gottes willen, wo kämen wir da hin, das wäre ja eine völlige Überschätzung der ganz subjektiven, zufälligen Person.

Kurz und gut, ich spaltete mich auf in eine zunehmend kranke Frau, einen rebellierenden Körper, mit dem ich immer weniger zu tun haben wollte, eine Frau, die nicht zum Kopf gehörte – schließlich war dieser Aspekt meiner Person ständig erneut Gegenstand von Kränkungen –, und in den freien, unabhängigen, selbstbewußten Kopf. Ich versuchte es wenigstens. Aber es ging schief. Als ich nur noch krank war und mir dauernd das Wort Schizophrenie im Kopf herumging, faßte ich den Entschluß und trennte mich von meinem zweiten langjährigen Lebensgefährten. Und, es geschah das Wunder: Von einem Tag auf den anderen war ich gesund, und, was mich überraschte, ich hatte wieder einen Körper, der zu mir gehörte, in dem ich mich wohl und glücklich und lebendig fühlte. Diese Erfahrung setzte, wenn auch über tausend Hindernisse und Umwege, meinen »Denkapparat« in Gang: »Ich als Frau« kam zum Vorschein. Der Begriff »Ausbeutung« trat plötzlich in mein Bewußtsein. War ich nicht auch ausgebeutet worden? Hatten sich meine Lebensgefährten nicht von meinen Kräften genährt, ohne mir etwas zurückzugeben? Warum sollte das völlig irrelevant sein für die Frage der menschlichen Emanzipation? Schließlich kannte ich ja auch andere Leiden, die des Hungers, der Kälte, aus der Kriegs- und Nachkriegszeit. Ich erinnerte und verglich. Waren diese Leiden denn wirklich so viel schlimmer als meine Leiden als Frau? Warum diese Hierarchisierung? Wenn du hungerst, dann ist das ganz schlimm, wenn du frierst, dann ist das furchtbar, aber wenn du verrückt zu werden drohst, weil du eine Frau bist und trotzdem etwas auf dein Selbstbewußtsein gibst, dann ist das dein ganz vernachlässigenswertes Privatproblem.

Die Sache bohrte und bohrte in mir, aber mein Kopf war nach wie vor mit Marx gefüllt, soviel hatte ich von ihm gelernt, so Kluges hat er über den Kapitalismus geschrieben! Ich geriet ins Grübeln. Ein Forschungssemester lang las und las und schrieb und schrieb ich. Ich wußte selbst nicht, was ich eigentlich wollte. Ich tippte einfach mal drauflos, gespannt, was aus der Schreibmaschine herauskommen würde. Alles bisher Gelernte ging ich noch einmal durch, den Marx, die Geschichte der Arbeiterbewegung, die Philosophie, die großen bürgerlichen Soziologen, den Faschismus, die politische Theorie über Staat, Demokratie und so weiter, die Industriesociologie, meine angesammelten Kenntnisse über Gewerkschaftspolitik, alles, was zur Frage »Sozialstaat« erreichbar war, und die aufsprießende ökologisch-technikkritische Literatur. Und: auch ein paar verstreute Texte aus der Frauenbewegung. Wenn mich Leute fragten: »Über was schreibst du denn, wie soll es denn heißen, das Buch« ?, geriet ich ins Stottern. Ich wußte nicht recht, irgendwas über die Geschichte des »Subjekts«, der »Person«, des »Individuums« in seinem Verhältnis zum Staat, zur Gesellschaft. Ein andermal sagte ich ganz schlicht: »Die Sache mit der Liebe und der Arbeit interessiert mich.« Es war mir peinlich, wenn ich gefragt wurde. Ich sagte: »Ich muß ja erst herauskriegen, worüber ich schreibe. Ich weiß eigentlich nicht, was das ist, das ›Subjekt‹, die ›Person‹, das ›Individuum‹.« Mahnende Worte erreichten mich: »Wie kannst du denn schreiben, wenn du nicht weißt, worüber du schreibst.« In meiner Verwirrung machte ich dann längere Ausführungen über das, was ich schon zu Papier gebracht hatte, irgendwann trat dann bei meinem Gegenüber angestregtes Schweigen ein. Daran merkte ich, daß es Zeit war aufzuhören.

Niemand der mich umgebenden Wissenschaftler konnte mir helfen. Zwei mir freundlich gesinnten Männerköpfen gab ich das umfängliche Manuskript zu lesen. Sie machten sich auch Mühe damit. Aber was sie mir dann dazu erzählten, einige Tips zur Korrektur, einige Bemerkungen, das sei schon ganz spannend, und ich solle hie und da etwas verändern und dann die Sache auf den Buchmarkt werfen, halfen mir nicht

weiter. Es waren recht angestrengte Unterhaltungen. Zu den Unklarheiten, um die meine Gedanken kreisten, fiel ihnen auch nichts ein. Wenn ich heute die 250 Seiten, die ich herunterschrieb, durchlese, so drängt sich mir der Eindruck auf, daß es ein Großreinemachen war: Und am Ende stand ich da, so klug als wie zuvor. Sämtliche Männerfraktionen bin ich noch einmal durchgegangen, die Altlinken-Traditionalisten, also die gewerkschaftlich Orientierten, wie sie sich selbst nannten; die Ökologen und Technikkritiker mit ihren auftauchenden Sehnsüchten nach der Vergangenheit; die Sozialdemokraten und die freiheitlich Liberalen. Und überall rannte ich mir den Kopf ein. Nichts lag auf meiner Linie, auf der Linie meiner Bedürfnisse und Wünsche nach Zukunft. Die Ökologen-Netzwerk-Fraktion stand mir noch am nächsten, ohne Zweifel. Aber irgendwie ging das auch nicht mit meinen Interessen zusammen. Aber was waren denn meine Interessen? Ich wußte es nicht. Schließlich war ich nach wie vor von der Geschlechtsneutralität sämtlicher gesellschaftlich-politischer Vorstellungen, Handlungsweisen und Zukunftsentwürfe überzeugt. Mein theoretischer Kopf wußte das nicht anders, und er hielt mit zäher Hartnäckigkeit daran fest. Obwohl: Warum fielen mir denn damals fast immer die Frauen, natürlich die anderen, als Gegenbeispiele ein, als Probe aufs Exempel der verschiedenen politischen und wissenschaftlichen Richtungen? Erst jetzt fällt mir das auf, wo ich das Manuskript nach Brauchbarem durchsuche zur Beantwortung der Frage, wie ich denn nun auf die Frauenarbeit und auf mich gekommen bin. Wie gelangte ich bis zu dem Punkt, an dem ich den letzten Kasten für unbrauchbar erklärte, den Kasten, in dem ich selbst als »Privatperson Frau«, säuberlich getrennt von der politisch agierenden Person und vom wissenschaftlich geschulten Kopf, saß? Wie habe ich es geschafft, seine dicken Wände zu beseitigen? Denn daß diese am solidesten waren, wenigstens für mich, zeigt sich daran, daß ich hier die längste Zeit brauchte, sie zum Einsturz zu bringen.

Dabei hatte ich das Abtragen doch eigentlich schon zum Programm erhoben. Was sollten denn meine Bemerkungen,